

Albärt Streich : 26. Mai 1897 bis 7. Dezember 1916

Autor(en): **Ruef, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schwyzerlüt : Zyttschrift für üsi schwyzerische Mundarte**

Band (Jahr): **23 (1961)**

Heft 1

PDF erstellt am: **17.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-188983>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Albärt Streich

26. Mai 1897 bis 7. Dezember 1960

Von Alfred Ruef, Grossrat, Brienzen

Nach kurzer Krankheit, aber längerem Leiden, ist Albert Streich, der Brienzerdichter, am 7. Christmonat im Spital Interlaken verstorben. Aus dem Kreise seiner Familie und seiner Freunde ist er so leise weggegangen, wie er Zeit seines Lebens durch sein Dorf geschritten ist, — still, bescheiden, in sich gekehrt und ohne Aufhebens. Wer mit diesem Dichterleben nicht näher in Berührung kam, konnte nicht ahnen, wie tief und leidenschaftlich in seinem Herzen eine Flamme brannte, die nur Berufenen geschenkt ist: die Liebe zur Muttersprache.

All sein Sinnen und Dichten galt dieser wertvollsten Gabe, die der Schöpfer dem Menschen verliehen hat. Dem Wort als Ausdruck des Geistigen war er verhaftet bis in sein tiefstes Wesen. Gespaltete Sprache war ihm Ausdruck des Menschseins schlechthin. Im Erlebnis der Sprache wurde ihm Menschlichkeit leidenschaftlicher und reiner als irgendwo sonst bewusst. Ehrfurcht und Staunen über die Schönheit dieser Gottesgabe gehen durch alle seine Zeiten und Verse.

Nun ist der Hüter unserer Brienzermundart von uns gegangen, und Trauer bleibt in unsern Herzen — aber ebenso sehr Dank und Anerkennung für das dichterische Werk, das er geschaffen.

Albert Streich wusste um die Vergänglichkeit von allem Irdischen.

Niemand hat es dem kleinen Albert am 26. Mai 1897 in die Wiege gesungen, dass er zum Dichter berufen sei. Seine poetische Begabung steht ohne jeden Zusammenhang mit Überlieferung, Erbe und Umwelt. Geist weht, wo er will.

Mit sechs Geschwistern ist Albert Streich in einem

Doppelwohnhaus an der Birgisgasse in Brienz in dürftigen Verhältnissen aufgewachsen. Die Mutter, eine geborene Zobrist von Brienz, hatte mit dem kargen Taglohn ihres Mannes auszukommen, und die Sorge um das tägliche Brot überschattete die ganze Jugendzeit des Dichters:

«In Geldsachen verstanden meine Eltern nie Spass. Ich wusste es nur zu gut: Geld war der Artikel, der zu Hause stets mangelte. Durch mühsame Arbeit des Vaters sommersüber als Verbauungsarbeiter in den harten Flühen im Berg, wintersüber als Holzer im verschneiten Wald, kam es karg herein. Zäh und verbissen marktete die Mutter um den roten Rap-
pen, ehe sie ihn ausgab.» (Tschuri)

Der kleine, eher schwächliche und doch zähe Brienzerbub besuchte fünf Jahre die Primar- und vier Jahre die Sekundarschule. Gerne wäre er Lehrer geworden. Niemand aber kümmerte sich um den geistig regsamen Buben. Zu Hause wurde der Wunsch nicht einmal laut: Im «Tschuri», seiner Jugendbiographie, klagt er leise darüber: «Als ob die Welt sich meinder achte, eines kleinen, unbesonnenen in den Tag hineinlebenden Sohnes unscheinbarer Eltern.»

Der schmächtige Albert geht mit seinem Vater auf die Arbeit und verdient drei Jahre in der Verbauung und anderswo als Gelegenheitsarbeiter seinen Unterhalt und bringt den sauer verdienten Batzen getreulich heim. Der harte Arbeitsplatz zwischen Himmel und Erde, hoch über dem Dorf, hat sich unauslöschlich in sein Gemüt eingegraben:

«Gegen Norden erhebt sich eine zerschründete Fluh bei gutem Wetter duftig-farbig ins Himmelblau hinauf, bei trübem Wetter hängen oft ruhige, runde, oft zerrissene Nebelgebilde über graues Gestein herunter bis knapp über meinen Kopf, oder sie hüllen die ganze Umgebung in ein silbernes, düsteres Gespinnst. Auf dem vielleicht dreihundert Schritte brei-

ten Felsband, das sich von der Morgensonne nach der Abendseite hoch über dem Tal hinzieht, arbeiten der Vater und ich Hand in Hand. Ich bin Verbaubarbeiter geworden wie mein Vater und andere junge Männer aus dem Dorf.»

Finger und Hände reisst er sich blutig. Dafür findet die Mutter am Samstag ein freundliches Wort und legt ihm zum Nachtessen ein ganzes, statt ein halbes Stück Wurst zur Rösti.

Mit 19 Jahren durfte er doch noch die vierjährige Lehre als Schriftsetzer beginnen. Nach ihrer Beendigung betätigte er sich als Gehilfe in verschiedenen Offizinen im Kanton Bern. In der Krisenzeit wechselt er nochmals den Beruf, lernt Bären schnitzen und betreibt mit einem Kollegen eine Zeitlang eine kleine Uhrensteinbohrerei, die aber ebenfalls eingeht.

Vom Schriftsetzerberuf musste er aus Gesundheitsrücksichten gänzlich absehen. Als Bärenschnitzler hält er sich über Wasser. Die bitteren Krisenjahre gebieten wieder Schluss, und als Gelegenheitsarbeiter sucht er Verdienst bei Land- und Strassenarbeiten. Diese harten Jahre schenken ihm wohl auch seine katzenartige Zähigkeit.

1924 fand er seine liebe, treue Lebensgefährtin und hatte bald für vier Kinder zu sorgen. Die schweren Jahre hatten ihn bitter geschüttelt, aber nie mutlos gemacht. Das glimmende dichterische Feuer und die sonnige Schalkhaftigkeit blieben ihm erhalten.

1937 arbeitete Albert Streich als Aushilfskondukteur bei der Brienz-Rothorn-Bahn, und zwei Jahre später wählte ihn die Gemeinde als Ortspolizeidiener. Wie führt doch das Leben oft auf ungeahnte Wege! Ausgerechnet dieser verträumte Poet und Kinderfreund Ortspolizeidiener! Wie restlos hat er doch in «Chindertreumm», im Bild des Schmetterlings unbeschwertes Jugendland eingefangen.

1940 übertrug ihm die Gemeinde das neu geschaf-

fene Kriegswirtschaftsamt, und er führte dann bis zu seinem Tode gewissenhaft und liebevoll die Gemeindeausgleichskasse und die Gemeindestelle für die Alters- und Hinterbliebenenfürsorge. Sein Amt war ihm ein tiefes Anliegen, und die Gemeinde dankt ihm aufrichtig für seine treue und mit dem Herzen erfüllte Arbeit. Es ehrt die Einwohnergemeinde Brienz und darf heute mit Genugtuung festgehalten werden, dass dem Sänger der Brienzermundart noch zu Lebzeiten der Baugrund zu seinem Hause geschenkt wurde.

Streichs Dichtung beschränkt sich in Bescheidenheit und Treue auf den engen Raum seiner Muttersprache. Sie ist eingebettet in den engen Raum der Brienzer Landschaft und ihrer singenden, melodiosen Sprache. Das lebendig-wechselnde Spiel des Wassers und der verzehrende Lebenskampf mit den drohenden Bergen und Wildbächen haben Streichs inneres und äusseres Gesicht geprägt. Wie besass doch dieser Wächter und Warner der Muttersprache einen prachtvollen Charakterkopf. Sein Gesicht war so scharf geprägt wie die Flanken des Brienzergrates. Die Wangen waren eingefallen, hager und zerfurcht wie bei einem Asketen. Von beiden äusseren Augenwinkeln strahlten tiefe Falten rückwärts gegen die leicht ergrauten Schläfen. Die graublauen Augen die oft seltsam schwarz erschienen, konnten wie verloren nach innen sinnend und ebenso schalkhaft-sonnig strahlen und lachen wie Sonnenblitze über den dunklen See. Von der Nasenwurzel leiteten tiefe, senkrechte Falten über in die aussergewöhnlich hohe und gewölbte Stirne. Die verschlossenen Lippen mit den eher verbitterten Mundwinkeln trugen das Gepräge zerquälten Grübelns. Zum herb-scheuen Gesichtsausdruck stand merkwürdig gegensätzlich die wie ein kantiger Fels vorspringende Adlernase. Der ganze Kopf wirkte wie ein Berg, der von Lawinen, Steinschlag und Wildwassern zer-

schlagen und aufgerissen wurde und dennoch wie Sonnenschein eine seltene Güte und warme Menschlichkeit ausstrahlte. Seine Gestalt war immer leicht vornübergebeugt, als trügen die Schultern eine unsichtbare Last, und beim Gehen stiessen die Knie leicht ruckweise vorwärts, als müssten sie lästige Hindernisse wegschieben. Oft lastete das Leben wie eine schwere Hand auf ihm.

Es liegt im Wesen des Berglers — und Streich war von Jugend auf dem Berg verhaftet —, dass Übermut und Schermut gefährlich nahe wohnen, und es ist Schicksal des Dichters, aussprechen zu können, was andere oft nur verschwommen empfinden. Aber liegen die Massen des Winterschnees noch so tief über Gräte und Halden, so schwinden sie im Frühlingsföhn doch unwahrscheinlich rasch dahin, und das jubelnde Leben siegt über die Kälte. Alle Dichtung ist Gleichnis und Bekenntnis. Streichs Mundartlyrik ist dazu ein ausserordentlich eindeutiger Beweis. Er hat nur Erlebtes ausgesagt und ist seinem Wesen und seiner dichterischen Berufung treu geblieben bis in die letzte Zeile. Dafür dankt ihm seine Heimat bis übers Grab hinaus. Wir haben ihn alle verloren. Unsere Herzen sind traurig und schwer.

Albert Streich

Vom Ernst Eberhard

Es unschynbars Manndli isch er gsi, chly, bring u het nie keis Wäse gmacht: «en Gargel heisst underre Lliiten» vo söttigne churz abgstumpete Manne. Wär sech nid uf d'Ouge versteit, hät grate, är syg eis vo dene vile Rüggewehpuurli, so sech im Oberland a trytbere Börter ds Läbe lang abraggere, es Bärgpuurli u nüt meh u nüt minger. Aber äbe, syner Ouge hei en anderi Sprach gredt, hei e bsun-